Zeitschrift: St. Galler Jahresmappe
Band: 34 (1931)

Artikel: Verschneite Einsamkeit
Autor: Steinmann, Aug.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-948285

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Verschneite Einsamkeit.

Von Aug. Steinmann.

Die Berge sind tief verschneit, und es fällt Schnee. Wir sind allein in einer großen Einsamkeit. Kommt her, ich will euch erzählen. Um den Ofen sitzen wir; wir haben den Tisch herbeigerückt und unsere Lampe ist weit und breit die einzige, die noch brennt. Der Ofen ist warm und langsam geht die Zeit vorüber. Die Wanduhr schlägt, die Turmuhr schlägt — unsere Herzen schlagen, alles zieht aus der Vergangenheit durch die Gegenwart der Ewigkeit entgegen.

Wir sind hier eine kleine Gemeinschaft; vier Wände, eine niedere Türe und ein Hauszeichen überm Türgericht — die Welt ist draußen geblieben, das Pentagramm hält sie auf. Nicht aus Aberglauben heraus ist der fünfzackige Stern in den Balken gehauen worden. Er ist das Familienzeichen des Hans Döscher.

Einer kennt hier des andern Geschichte. Freud und Sorge werden geteilt und alle sind durch gemeinsames Los aneinander gekettet. Was im Stalle des Nachbarn geschieht, bewegt die andern. Liegt einer krank, oben auf Aschüel, dann bangt der andere unten hinter der kleinen Brücke um ihn. Wird hinten in der Rüti ein Kindlein geboren, dann sprechen die Frauen in Castels davon. Steigt einer ins Alpelti zum Heuzug, dann wünschen ihm alle Glück zur gefahrvollen Arbeit. Wenn aber die Nacht hereinbricht, dann schließt ein jeder sein Haus, unbekümmert um die Welt vor den Fenstern erlischt Licht um Licht, und im Traume löst sich die Gemeinschaft auf. Dann ist ein jedes Wesen sich selbst und kann im Schlafe ungesehen einen eigenen Weg gehen.

Ihr könnt nicht wissen, wie sehr ich mich gesehnt habe, unter euch weilen zu dürfen. Wenn ich Wolken südwärts ziehen sah, sprach ich zu ihnen: Ihr wandert den rätischen Bergen zu; ihr werdet über jene Kämme und Bastionen streichen, hinter denen das stille Dorf liegt. Zu euch hinauf schauen die Männer, die an den Hängen mähen, und die Frauen, wenn sie das Gras verwerfen. Eure Schatten streichen über blumenreiche Alpen und über Steinhalden, in denen die Munggen pfeifen.

Hört ihr, wie der Wind heult! Auf dem Kirchturm kreischt der Wetterhahn; er möchte fortfliegen und kann nicht, denn Eisenbänder halten ihn fest. Da haben es die Hähne und die Hühner in den Ställen besser. Wie ich heute heraufgekommen bin, ist das Vieh an die vereisten Brunnen getrottet, umstoben von Schnee und zwischen hohen Wächten sind die Kühe zum Trog gegangen und haben traurig um sich geschaut, als suchten sie die grünen Wiesen des Sommers. Sie sind wieder zurückgekehrt in die dumpfen, niederen Ställe. So wird es jeden Tag sein, am Morgen und am Abend, bis die Erde wieder frei atmet und von Berg zu Berg die Kunde geht: der Frühling ist da! Aber es ist noch nicht einmal Weihnachten — es wird immer und immer wieder schneien und toben. Lawinen werden niederfahren und niemand wird sich auf die Straße wagen. Die von der Rüti können nicht mehr ins Dorf, die vom Dorf nicht mehr nach Ascharina — die Glocke, die zur Schule ruft, wird schweigen, wenn die Gefahr an den Hängen lauert. Die Kinder schauen durch die kleinen Fenster, und die Eltern erzählen: Vor vielen Jahren ist einmal eine furchtbar große Läui beim Valti Ladner über das Ebenhöch hinaus und hat das Haus davongetragen; das war ein Unglück! Gott behüt' uns vor der Läui.

Wie doch der Sturm tost! Ich glaube, wir sind jetzt glücklich, weil wir am warmen Ofen sitzen. An diesem Tisch hat einmal ein Sohn seiner Mutter versprechen müssen, nie mehr eine Karte anrühren zu wollen und es solle kein Spiel mehr in dem Hause sein. Ihr wißt, der Bursche war daran, in Spiel und Trunk unterzugehen. Da hat ihn die Mutter bei der Hand genommen und hat gesagt: „Du! du! Was ist dir lieber? Eckstein-Aß oder das Herz der Mutter!" Das war noch in der Zeit, da der Lichtspan an der Decke hing. Hernach ist das Oellicht aus dem Land herauf gebracht worden. Es wurde so hell in den Stuben, daß die Nane am Ofen im Kalender lesen konnte und sie sprach: „So hell ist die neue Zeit!" — Aber jetzt — jetzt kommt das Licht vom Bach her. Dort dreht sich eine kleine Maschine und spendet Kraft; die Kraft flieht überallhin und wo sie aufgehalten wird, brennt ein Licht. Die Alten sagen, das sei ein Wunder.

Es viertelt im Turme. Der Schlaf rührt die Menschen an. In dieser Nacht dürfen auch die armen Seelen ruhen.

„Ihr wollt gehen, Peter Flütsch? Und Ihr auch, Brosi Gujan?"

„Wir werden müssen, Herr. So spät sind wir sonst nicht auf der Straße."

„Und Ihr, Valti Thöni?"

„Es ist Zeit, ich will, wenn's geht, morgen in die Partnun Mäder."

Sie verschwinden in der Nacht; um die drei Männer ist nur Schnee, Schnee, Schnee — — —

Der Flütsch und der Thöni haben Frau und Kinder; sie werden in der Elternkammer schlafen. Der Gujan ist ledig. Im Winter legt er sich in den Stall zu den Kühen, dort ist es warm, und er gehört doch zu seinen Tieren.

Aus dem Studierzimmer im Pfarrhaus schimmert Licht. Ich sehe den jungen Pfarrherrn am Tisch sitzen; er liest und scheint alles um sich herum vergessen zu haben. Er lebt still für sich und dient unabgelenkt der Gemeinde. Der Weg ins Land hinaus ist weit, und wer nicht muß geht nicht dorthin. Nur in höchster Not kommt im Winter der Doktor von Küblis hinauf. In den Alpen wachsen so viele heilsame Kräuter, daß man fast alle Krankheiten bannen kann. Nur gegen den Tod ist kein Kräutlein gewachsen. Der Pfarrer liest — er hat das beste Doktorbuch in der Gemeinde. Leidet ein Mensch an innerer Not, dann schlägt er nach, wie zu helfen wäre. „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid", oder „Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser, also schreiet meine Seele, Gott, zu dir!" oder „Das Mägdlein ist nicht gestorben, es schläft nur."

Jetzt ist es auch im Pfarrhaus dunkel geworden. Im ganzen Tale brennt nur noch meine Lampe. Ich höre das Fegen des Sturmes im Walde von Cavadura. Im Sommer wanderten wir unter den hohen Tannen hinauf zur Alp Nova. Damals sang ein kühler Wind in den hängenden Aesten. In dieser Stunde aber ist alles in wahnsinnigem Aufruhr, und an schwarzen Stämmen gehen die Schneeschleier in Fetzen. Dieser Sturm! Er jagt die zwölf Schläge aus der Glockenstube ins kalte Elend. In diesem Augenblicke erinnere ich mich auch an jenen Sonntag, da der Pfarrherr auf der Kanzel stand und betete: „Unser Vater, der du bist in dem Himmel!" Ueber den tiefen, schweren Wolken, die in dieser Nacht die Welt begraben, glitzern hundertausend Sterne. Hinter diesen Sternen — „Geheiliget werde dein Name!"

In mitternächtlicher Stunde können wir Legenden erleben. Das habe ich erfahren in einer schweren Wetternacht in Flandern; heute will ich wiederum von der großen Barmherzigkeit schreiben.

Drinnen im Gafientale steht ein uraltes Haus. Es ist aus gewaltigen Stämmen aufgetrölt und trägt ein Dach, auf dem große Steine liegen. Die Schindeln sind verfault; es regnet und schneit in die Firstkammer und das Wasser fällt in Tropfen von Decke zu Decke. Unten im Keller ist immer eine Wasserlache. Es ist als klopfe ein Geist auf die Böden: dopp — dopp — dopp. Wer abergläubisch, dem schlägt das Herz bang; denn alles im Hause ist tot. Hier ist allesgestorben. Das Klopfen erinnert an dumpfes Hämmern auf einen Sarg.

Vor langer, langer Zeit — es sind schon viel mehr als hundert Jahre her — kamen im Winter Männer von Castels und von der Rüti her hier hinein. Sie zogen von den Gaden an der Fluh das Bergheu in mächtigen Burden durch den Schnee zum Gafienbach hinunter. Nachts gingen sie in das große Haus unter Dach und saßen um das offene Feuer. Sie wärmten den müden, durchfrorenen Leib und erzählten sich langsam und mit spärlichen Worten allerlei Geschichten aus der Zeit der Vorväter. Da waren Geschehnisse, die nichts mehr mit dem ehrlichen Christenleben zu tun hatten, Dinge, die Lauschende erschauern ließen.

Jungfraugruppe von Beatenberg aus

Farbendruck nach einem Oelgemälde von Willy Müller

Druck der Buchdruckerei Zollikofer & Cie., St. Gallen

Und wieder einmal hockten die Heuzieher im Ringe. Die Nacht war kalt und der Himmel voll vom Glanz der Sterne. Tief lag der Schnee und alles Leben war in Eis geschlagen. Sie hatten sich genug erzählt und schwiegen, nachdenkend die einen, halb schlafend die andern. Da wandte ein Alter den Kopf dem kleinen Fenster zu und sprach:

„Mir ist's, ich hörte läuten."

Die andern schauten auf. Sie sahen einander an, und als sie nichts vernahmen, antworteten sie:

„Wir hören nichts."

Und sie blickten wieder in die Glut und einer legte Holz nach. Aber der Alte schüttelte den Kopf und behauptete:

„Es hat halt doch geläutet —."

Es war wieder stille; sie döste vor sich hin und dachten darüber nach, woher denn das Läuten hätte kommen können.

„Jetzt — jetzt wieder —," der Alte fuhr sich durch den Bart.

Aus weiter Ferne nahte das silberhelle Klingen einer Glocke.

Da erwachten die Männer aus ihrem Sinnieren und ein jeder sagte zum andern, das müsse eine Geißenglocke sein.

Jener, der das Holz in die Glut gelegt hatte, erhob sich mühsam und schwerfällig, ging ans Fenster und schob den Läufer zurück. Er hielt Ausschau nach allen Seiten und winkte mit der Linken den Männern am Herde.

Sie drängten sich um den Spähenden; der zog den Kopf zurück und flüsterte: „Hinten beim Schlangenstein geht ein Licht."

„Schmuggler aus Gargellen?"

„Die machen's ohne Licht."

„Es kommen allerlei Leute übers Joch."

„Entweder ist's ein elendes Gottversuchen bei dem Schnee oder es hat einer in der Not um des Himmels Hilfe gebetet."

Das Klingen aus der Nacht floh den Lauschenden entgegen. Die Sterne flackerten unruhig, und in ihrem blauen Scheine blitzten die Eiskristalle auf dem Schnee. Ein Stern stand just über der Mitte des Tales und leuchtete wie weiße Glut. Das schwankende Licht verschwand hinter Felsblöcken, tauchte aus unsichtbarer Tiefe wieder auf und als es hinter dem Schlangenstein hervorkam, war es, als sei ein Stern zur Erde gefallen, als gleite er langsam über den Grund. Dieser Stern war so groß wie der weiße Stern am Himmel. Er kam näher, immer näher und um ihn war das Silberklingen. Die Männer waren vor das Haus getreten. Sie bildeten einen schwarzen Knäuel und ihr Hauch floh aus den Bärten wie dünner Hauch. Sie wollten rufen und hoihoen; aber die Kälte zerbrach ihre Stimmen.

Zwei Menschen wateten mühsam durch den Schnee: ein Mann, der eine kleine Laterne trug, eine Frau, in einen Mantel gehüllt. Sie hielt sich an den Schultern des Begleiters. Als die beiden die Bauern unterm Fürschutz erblickten, erschraken sie.

„Wir sind arme Leute," sprach der Fremde die Männer an. Er hob das Laternchen vor die Brust, da schlug eine kleine Glocke, die an der Leuchte hing, wimmernd an.

Der älteste der Bauern wies auf die Türe hin: „Kommt ins Haus und wärmt euch." — „Vergelt's Gott," dankte der Fremde.

Die Männer wichen zur Seite und ließen das seltsame Paar vorausgehen, dann kehrten auch sie in die warme Stube zurück und standen schweigend im Kreise. Schwerfällig ließ sich die Frau auf einem Holzblocke nieder. Sie schlug ein dickes rotes Tuch zurück, strich sich die nassen Haare zurecht und faltete die Hände. Im Widerschein des Feuers sahen die Männer ein junges, bleiches Gesicht; sie sahen auch, daß die Fremde hoch gesegnet war. Deshalb blieben sie in scheuer Ehrfurcht stehen. Der Alte deutete auf eine Pritsche hin und sagte: „Frau, wenn Ihr vorlieb nehmen wollt mit meinem Lager, dann legt euch nieder. Ihr müßt ausruhen." Einer holte ein hölzernes Geschirr, schüttete warme Milch hinein und sprach: „Trinket, Frau." Ein dritter brachte seinen Mantel: „Ihr solltet euch gut zudecken; denn wenn die Glut erlischt, würdet Ihr frieren."

Die Fremde dankte mit müden, unsäglich milden Augen. Behutsam führte sie ihr Begleiter zum Lager. Leise seufzend legte

PAUL SCHNERING

ZUM PILGERHOF + ST. GALLEN + NEUGASSE NR. 48

ANTON LÖPFE'S NACHFOLGER

- Das Vertrauens-Bureau für den Liegenschaftsverkehr
- Vermietung von Wohnungen und Geschäftsräumen

ANNONCEN-EXPEDITION

sie sich ins weiche Heu. Die Männer ließen sich jetzt wieder im Ringe nieder und der Aelteste wandte sich an den Fremden und fragte: „Woher kommt ihr in dieser grausam kalten Nacht? Wer seid ihr?“ Und alle andern blickten zu dem Gaste hinüber. Der strich sich das Schmelzwasser aus dem aufgetauten Barte und begann: „Ich bin in euer Land geflohen, weil ich in meiner Heimat nicht mehr sein darf. Wir haben drüben einen Kaiser. Ich habe gesagt: „Der Kaiser lebt im Glanz und wir leben in der Armut. Der Kaiser nimmt uns alles: Geld, Kinder, Freiheit, sogar die Gedanken, die ihm nicht gefallen. Ich hasse den Kaiser und alles was kaiserlich ist.“ Deshalb verfolgten mich die kaiserlichen Harschiere. „Wir müssen fliehen,“ habe ich zu meiner Frau gesagt, „über die Berge wollen wir; Gottes Hand behüte uns.“ So sind wir schon vier Nächte unterwegs und haben am Tage in Ställen uns versteckt. Aber drei Löcher sind wir gewatet. Wir haben gehungert und heute ist der Tod hinter uns her gewesen. Ich bin stark und heiße in meinem Dorf der herb' Jörg; aber meine Frau ist in ihrem Zustand schwach. Wäre sie liegengeblieben, dann wären zwei umgekommen.“

Die Männer schauten vor sich hin. Sie kannten den Kaiser der Enneibirgischen nur vom Hörensagen; ihr Höchster war zur Zeit der Landammann Engel.

„Ich bin Zimmermann,“ fuhr der Fremde fort, „vielleicht finde ich irgendwo Arbeit. Ich will ehrlich und redlich bleiben“.

„Hm“, machte der Alte, „hm —, hier gibt es keinen Kaiser. Morgen fahren wir ins Dörfli hinunter. Ihr könnt mitkommen.“

„Ihr seid gut,“ dankte der Fremde. Er schaute zu seiner Frau hinüber und fragte: „Hast du gehört, Maria, morgen hat alles Elend ein Ende.“

Die Frau erhob ihre Rechte und machte zu den Männern das Zeichen des Dankes. Sie war zu müde, um sprechen zu können, und ihr Körper litt unter den ersten Wehen. Der Alte ging zu ihr hinüber, „Liegt Ihr auch gut?“ fragte er; aber die Frage war nur ein Vorwand. Aus der Truhe neben dem Lager nahm er ein sauberes Nastuch, faltete es auseinander und reichte es der Frau: „Wenn Ihr etwa das Gesicht abtrocknen wollt –.“ Dann wandte er sich an die Männer, es sei wohl Zeit, schlafen zu gehen; die Frau brauche Ruhe. Sie erhoben sich und stiegen über eine schmale Leiter zur großen Kammer hinauf. Der Alte und der Fremde hielten Wache bei der Frau.

„Ihr könnt mir vertrauen,“ sprach der Bauer gutmütig, „ich war schon neunmal dabei.“ Er hing einen Kessel über das Feuer, goß Wasser hinein, und warf eine Handvoll Schafgarbe dazu. Dabei tröstete er das fremde Paar: „Es geht bald vorüber; Frau, Ihr dürft euch nicht verbergen vor mir. Mein Urschi hat mich jedesmal um den Hals gehalten.“ Und nach einer Weile lobte er: „Ihr seid tapfer, Frau.“

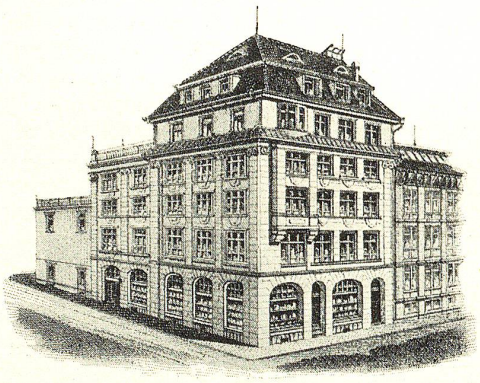
Der herbe Jörg saß auf dem Rande der Pritsche und fühlte, wie Maria seine schweren Hände fest umklammerte. Je höher draußen die Sterne stiegen, um so höher stieg die Not der Frau. Es kam kein Schrei über ihre Lippen. Sie jammerte in das zusammengeballte Nastuch. Dann aber zerriß ein geller Schrei die Stille in dem Hause. Drei Menschen atmeten tief auf. Es hatte sich das große Wunder der Geburt vollzogen: auf dem warmen Heu lag das Kindlein, und sein erstes Wimmern hob die junge Frau aus dunkelm Schmerz zur Glückseligkeit empor.

„Gott sei Dank,“ sprach der Alte, „so ein gesundes Buebli!“

Der Fremde kniete vor seiner Frau und verbarg das Gesicht in ihren Armen. Jetzt glich er, der über drei Löcher den Weg gebahnt hatte, einem großen hilflosen Kinde. Der treue Helfer aber nahm sich des Neugeborenen und der Mutter an. Hernach trat er an den Herd, wischte sich die Haare aus der Stirne und setzte sich ans Feuer. So überkam ihn der Schlaf. Über dieser heiligen Ruhe stand der helle Stern.

„Jörg!“ rief die Frau mit leiser Stimme. Vielleicht hatte sie den Namen im Traume genannt. Der Mann küßte ihre Hände.

Am Morgen, als die Dämmerung hinter der Madrisa zum Tage wuchs, kamen die Heuzieher von der Kammer herunter.



JEAN OSTERWALDER & CIE

IM BLEICHELI · ST. GALLEN

COLONIALWAREN

DROGEN · BENZIN

MATERIALWAREN

GEGRÜNDET 1855

„Seid ruhig," wies sie der Alte an, „die Frau hat ein Kindlein bekommen." Behutsam nahten sie, zu schauen, und ein jeder gab ihr die Hand, ein jeder wünschte Glück, und zum Kindlein sagten sie: „Willkumme! Willkumme!" Dann tranken sie im Kreise dampfende Milch. Maria versuchte das Knäblein zu stillen. So war es, als der erste Sonnenstrahl in die Stube fiel. Große Pracht stand über allen Bergen. Und durch diese Pracht und über den kristallenen Schnee fuhren die Männer ins Dörfli hinaus. Auf dem ersten Heuschlitten lag, fürsorglich eingemacht in Decken und Mäntel, die Fremde. Sie hielt ihr Kindlein fest an sich und schaute hinauf zum tiefblauen Himmel. — —

Meine Geschichte ist zu Ende. Es taget vor dem Fenster, und der Sturm hat sich gelegt. Es schneit immer noch; aber die Flocken schweben ruhig durch das Tal. Weg und Steg sind verweht. Heute ist keine Schule, denn die Höfe sind im Schnee versunken. Den Männern und Frauen in der verschneiten Einsamkeit gehört diese Geschichte vom herben Jörg und der zarten Frau Maria.

Gartenbau und Gartenpflege in St. Gallen.

Vielleicht nicht in dem Maße wie manche andere Schweizerstadt können wir auf eine alte Gartenkultur zurückblicken. Große Parks mit wuchtigen Baumriesen und den Reizen einer gewissen malerischen Ungepflegtheit sind bei uns in St. Gallen weniger zahlreich. Um so anerkennenswerter ist es, daß die Besitzer dieser Objekte um deren ursprüngliche Erhaltung peinlichst besorgt sind. Wie schon verschiedene Male konnte auch in diesem Jahre unsere Stadt durch hochherziges Vermächtnis einen der schönsten unserer alten Gärten, den Huber-Zellwegerschen Park, in ihren Besitz aufnehmen. Hierdurch wird die dauernde Erhaltung solcher Kleinodien am sichersten gewährleistet.

In die Entstehungsperiode dieser Gärten gehören auch die älteren Teile des Stadtparkes und des Brühlparkes mit ihren prächtigen Baumbeständen.

Mit dem rapiden Aufstieg der Stadt in den letzten Dezennien des vorigen Jahrhunderts erhielt dann die Zahl der Gärten einen ganz bedeutenden Zuwachs. Der Großteil des Rosenberges wurde überbaut; ein Terrain, das an die Gartengestaltung insofern besondere Anforderungen stellte, als ihm oft nur durch kostspielige Stützmauern und Terrassierungen ebene Flächen abzugewinnen waren.

War auf dem Gebiete der Gartenkunst bisher auch in St. Gallen viel Erfreuliches geleistet worden, so setzt nun um die Jahrhundertwende wie in der gesamten Architektur auch in der des Gartens eine vollkommene Wandlung in fortschrittlichem Sinne ein.

Neue Richtlinien werden eingeschlagen, um sich den veränderten Bedürfnissen anzupassen. Der Garten ist nicht mehr nur Rahmen des Hauses, sondern er wird mehr und mehr zum erweiterten Wohnraum und erhält, seiner verschiedenen Bestimmung entsprechend, reichere Gliederung, die durch das ohnehin schon bewegte Gelände noch unterstützt wird und wodurch das Gesamtbild an Plastik nur gewinnt. Größere Ruheplätze ersetzen die bescheidene Gartenlaube der Großeltern. Spiel- und Sportplätze werden angelegt. Hecken erstehen, nicht nur als Abgrenzung nach außen, sondern auch als Abschluß bestimmter Gartenteile von intimerem Charakter, als Balustrade an Abhängen, als vorteilhafter Hintergrund von Blumenpflanzungen aller Art. An Stelle von profanen Stützmauern treten Trockenmauern mit Bepflanzung durch allerhand Blütenpolster. Das alte, manchmal wie etwas Unorganisches wirkende Teppichbeet verschwindet. Blumenrabatten mit ausdauernden Gewächsen und ständigem Wechsel in Farben und Formen werden angelegt. Dabei sind immer Zweckmäßigkeit und einfache, klare Linienführung die Leitmotive, die den Typus des neuen Gartens bestimmen.

Auf öffentlichem Boden entstehen unter anderem die Anlage an der mittleren Dufourstraße mit herrlicher Aussicht auf die Umgebung, ebenso das hübsche schattige Pärklein am Ende der Müller-Friedbergstraße. Das neue Bürgerheim erhält einen schönen Garten, und auch der benachbarte Garten des Bürgerspitals wird einer glücklichen Umgestaltung unterzogen. Nach Verlegung der Stadtgärtnerei nach Stefanshorn wird der Stadtpark vergrößert und schließlich noch durch das große Parterre vor dem neuen Museum bereichert.

Was nun die Bepflanzung des St. Galler Gartens im besonderen anbetrifft, so sind wir hier mehr als an manchem andern Orte an Grenzen gebunden, die uns die klimatischen Verhältnisse vorschreiben. Ist es einerseits das subalpine Gepräge unseres Gebietes mit seinem raschen Wechsel von warm und kalt, mit langen Wintern und kurzen Sommern, so kommt als weiteres ungünstiges Moment unsere hohe Niederschlagsmenge von ungefähr 1,50 m pro Jahr in Betracht. Dieser Umstand schließt eine ganze Reihe von Gewächsen aus unserem Garten aus. Manche Pflanze, die am Boden- oder Zürichsee noch gut gedeiht, muß hier vermißt werden. Aber die allseits verschwenderische Natur hat ja für einen solchen Überfluß an Gattungen und Arten gesorgt, daß die Auswahl immer noch mehr als reichlich genannt werden muß. Im Gegenteil kommen gerade in unserer Höhenlage und bei dem feuchteren Klima bestimmte Pflanzen ausgezeichnet fort. Ein Großteil der europäischen und asiatischen Hochgebirgsflora und nicht zuletzt die Flora unserer heimischen Bergwelt wird in den St. Galler Gärten mit besonderer Liebe und Sorgfalt gepflegt, und zwar nicht ohne den erwünschten Erfolg. Besitzen wir doch in der Stadt wie auch im Kanton eine Reihe recht ansehnlicher Alpengärten, die mit den besten der übrigen Schweiz an Größe wie an vorbildlicher Gestaltung und Pflege wetteifern können.

Auch der sogenannte Felsengarten ist typisch für unsere Stadt. Er beherbergt eine große Anzahl von Halbsträuchern und Zwerggehölzen, die bei einer gewissen Anspruchslosigkeit mit den bescheidenen Bodenverhältnissen unserer Nagelfluhhänge gern vorlieb nehmen, wie z. B. Legföhren, Zwergtannen, Felsenmispeln, Berberitzen, verschiedene Ginster und Gaiskleearten usw.

So dient ein großer Teil unserer heimischen Flora erfreulicherweise mit zur Ausgestaltung unseres Gartens, und weniger als an anderen Orten begegnet man hier einer oft erdrückenden Zahl exotischer Gewächse, die sich nicht immer zwanglos in die übrige Szenerie einordnen lassen.

Alles in allem haben wir wohl Grund, den St. Galler Garten als etwas Bodenständiges zu betrachten, der sich in seiner Art neben anderen sehen lassen darf. Das war auch der Fall mit der prächtigen Gartenbauausstellung auf der Kreuzbleiche 1927.

Nun zur Pflege unserer Gärten. Man sollte meinen, die Wirtschaftsmisere, unter der ganz besonders unsere Stadt zu leiden hat, habe auch den Zustand derselben ungünstig beeinflußt. Wir können uns überzeugen, daß dem nicht so ist, und es ist dem St. Galler Publikum nicht hoch genug anzurechnen, daß es in jetziger Zeit noch soviel Sinn für ideelle Güter aufzubringen vermag.

Gerade unser ungünstiges Klima stellt außergewöhnlich hohe Anforderungen an den Unterhalt eines Gartens. Wie oft wird durch Hagel und andere Unbill der Witterung für den Rest des Jahres die ganze Gartenfreude zerstört. Wie oft haben wir Sommer, in denen die Tage zu zählen sind, die zum Aufenthalt im Garten einladen. Aber wie der Landmann, der um so mehr an seiner Scholle hängt, je mehr sie ihm Mühe und Arbeit bereitet, läßt jeder Gartenbesitzer im Frühling seinen Garten zu neuer Freude erstehen in der Hoffnung auf ein gutes Jahr, das ihm die Saat vielfältig zurückgibt. H. N.